

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 37

Artikel: Die Pforte der Freiheit [Fortsetzung]
Autor: Marti, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 — 1918

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

14. September

Drei Abendlieder von Cajetan Binz.

I.

Wieder kommt es, wie der Abend mild
Auf die Erde sich herniederneigt,
Daß der Brunnen-Sang aufrauschend schwillt
Und nach einer Weile schlafend schweigt.

Wieder schlummert meine Seele sacht
Von der Hast des lauten Tages ein,
Um im träumerischen Schoß der Nacht
Wie die Nacht so still und reich zu sein.

II.

Leise muß ich meine Augen schließen,
Um des Abends Wonne zu genießen.
Trunkne Amseln singen in der Runde,
Sonst ist still die milde Dämmerstunde.

Nie hab ich so selig-süß empfunden,
Wie das letzte Erdenleid geschwunden,
Wie des Himmels weite Herrlichkeiten
Einen blauen Mantel um mich breiten.

III.

Der Abend schritt königlich über die Erde.
Ein blaues Leuchten war seine Fährte,
Ein tiefes Schweigen verklärte seine Spur,
Der Schlaf und der Traum gingen durch die Natur.

Der Schlaf verlor sich im Waldesdunkel,
Der Traum stieg ins himmlische Sterngefunkel.
Doch bald kamen sie beide wieder
Und sanken auf meine Seele nieder.

Die Pforte der Freiheit.

Erzählung von Ernst Marti.

2.

Für ein paar Wochen ergab sich Hans Buchsholz dem Wanderleben. Das geregelte und doch ungezwungene Dasein in dem stattlichen, behaglich eingerichteten Bauernhause, die kurze sonnige Zeit der Liebe zu dem fröhlichen Anneliseli, das alles lag nun hinter ihm. Er hatte die Härte der Welt wieder neu erfahren und er wertete sich darob in eine große Verbitterung hinein.

Er hielt dafür, daß ihm gegenüber das Schicksal stets mit Liebe und Wohlwollen gefargt habe. Von diesem Gedanken wurde er nun Schritt für Schritt verfolgt.

Er kam durch ein anmutiges Tälchen, bei einer Sägemühle vorbei. Eine Gruppe von Kindern unterhielt sich damit, über die langen schlanken Stämme, die auf dem Holzplatz lagerten, möglichst behende zu laufen, ohne einen Fehltritt zu tun und vorzeitig abspringen zu müssen.

Diese kleine Szene erinnerte Hans Buchsholz an die eigene Jugend. Er war bei fremden Leuten aufgewachsen, in einer braven Familie, der die Arbeit als vornehmster Glaubensartikel galt. Vernünftig und recht hatten ihn die Leute behandelt; aber die Kinderlust des Spieles war in ihren Augen etwas Törichtes gewesen. „Nie müßig sein, immer etwas Nützliches tun“, so hatte die beständige Mahnung gelautet. So war schließlich die Tugend dem freihedurstigen Knaben zum freudlosen Gesekesdienst geworden.

Unermüdlich gaben sich die Sägerskinder dem Wettlauf über den Stamm hin. Die Spitze lag nicht fest auf und schwankte bedenklich, sobald sie betreten wurde. Nur die ganz Geschickten konnten sich hier behaupten; einen drolligen Knirps erreichte das Verhängnis, daß er kopfüber in ein Häuflein Sägemehl purzelte. Da lachten all die kleinen Zuschauer aus vollem Halse über den Mißtritt.

Die untere Hälfte des Tälchens wurde einförmig, das Sträßchen breiter und staubiger; es wand sich um einen bewaldeten Hügelvorsprung nach dem andern, ohne daß ein Ende abzusehen war. Von langem Marsch ermüdet, wurde Hans Buchholz mit der Zeit recht verdrießlich; es dünkte ihn, daß es mit seinen Schritten harze, wie wenn er Leim an den Schuhsohlen hätte.

Jetzt wandte er unwillig den Kopf. Schräll klingelte es; ein Velofahrer schnurrte an ihm vorüber, verschwand um die nächste Ecke, die doch für den Fußgänger noch ein gutes Stück entfernt war.

Hans schaute dem mühelos Davongleitenden nach und ballte die Faust. Ein Velo . . . das war jahrelang Ziel seiner Wünsche gewesen. Jedem, der eines besaß, hatte er mißgünstig nachgeschaut. Durch diesen Neid auf die glücklich Besizenden war er zum Dieb geworden und nach Turbligen gekommen.

Bersunken in seine Erinnerungen, marschierte er wieder leichter als vorher und gelangte frühzeitig in das Dorf, das am Ausgang des Tales lag.

Auch hier wieder verließ er die Hauptstraße und suchte einen der Pfade, die sich mit Vorliebe an ein Bachufer halten und meistens menschenleer zu sein pflegen. Diesmal aber geriet er gehörig in die Traufe. Die Gemeindefron war am Werke, den Bach zu säubern. Halbwüchlige Rangen standen im Wasser und suchten nach Fischen, Männer schaufelten Schlamm aus der Tiefe, Frauen säuberten die Bänder von dem wuchernden Unkraut. All diese Leute bildeten eine lange Zeile, der Hans nicht ausweichen konnte. Weit von sich warf er nun den Plan, sich hier nach Arbeit umzusehen. Zu all der Verbitterung, die er in sich trug, gefellte sich noch eine trostlose Menschenscheu. Es zog ihn nach der Einsamkeit; er wußte wohl, daß er nicht als Einsiedler leben könne, daß er entweder zum Landstreicher werden oder irgendwo in einen Dienst treten müsse; aber wie er jetzt die Gemeindefron plaudern und anzügliche Bemerkungen über den Landstreicher machen hörte, empfand er für einen Augenblick jenes Schweigegebot, das in der Strafanstalt Allen auferlegt war, fast als Wohlthat. Es gelüstete ihn nicht nach Turbligen zurück, aber nach einsamen Menschen, die stille sein können.

3.

Der Bauer in der Klosterschwendi, ein Lebiger von ungefähr 60 Jahren, ging aus, um auf der herbftlichen Wiese hinter dem von Wäldern eingeschlossenen Hofe Klee zu mähen. Auf seiner Stirn baumelte der Zipfel der Kappe, im fast zahnlosen Munde wackelte die Tabakpfeife. In einem Abstand von zwei oder drei Schrittlein folgte Hans Buchholz, der Knecht.

Die Gräser troffen von Tau, die Sonne krieg am wolkenlosen Himmel auf. Durch eine Waldlücke sah man nach der Ebene hinaus, über der ein graues Meer wogte.

Einen Augenblick blieb der Meister stehen, um Atem zu schöpfen; er wies mit der welken braunen Hand nach der Tiefe und sprach das Wort: „Rebel!“ Dann mähten die beiden ein Duzend lange Schwaden, sie wezten, sie wuschten ein paarmal den Schweiß, sagten aber nichts zueinander. Sie schulterten die Sensen und machten sich auf

den Heimweg. Bei jener Waldlücke stand der Alte wieder still, hielt Ausschau nach der Ebene und sprach abermals: „Rebel, Rebel!“

In der geräumigen, altväterisch ausgestatteten Stube schenkte die Haushälterin, das wunderliche Käthi, Milch in die großen Kacheln und brachte eine Platte mit goldgelber Erdäpfelrösti. Jedes der Tischgenossen schlürfte und schmackte, wie und soviel es wollte, aber das Plaudern schien verpönt.

Am Sonntagnachmittag streckte sich der Meister auf der mit Rissen belegten Laubenbank aus und hielt einen gründlichen Mittagschlaf; nachher stocherte er ungefähr eine Stunde lang in seiner Pfeife herum. Zu seinen Füßen lag der schwarze zottige Haushund. Dieser wurde einmal des tiefsinnigen Ausspruches gewürdigt: „Ja, gelt Bärri, das sino Sachen!“

Käthi saß im Stübli und hielt ein Buch vor sich, doch beschäftigte es sich mehr mit dem Putzen der Brille als mit Lesen.

Die Langeweile trieb Hans in den Wald hinauf; da legte er sich ins weiche Moos und blinzelte nach den Tannenzwipfeln, die von der Weinmonatsonne mit glitzernden Fäden umwoben wurden. Friedvoll war sein Gemüt nicht gestimmt; es nagte wieder eine Enttäuschung an ihm. Innerhalb eines Viertelfjahres hatte er dreimal an Anneliseli geschrieben und trotz flehentlichster Bitte keine Antwort erhalten. Er war auch von diesem Mädchen in Acht und Bann erklärt, wie von allen andern Hirsweiler Leuten.

Der Winter war besser auszuhalten, als Buchholz erwartet hatte. Zu der Klosterschwendi gehörte viel Wald, in dem es Arbeit genug gab. Bei scharfer Kälte geizte der Meister noch viel mehr mit den Worten als sonst. Er konnte stundenlang an einer Tanne graben, ohne sich über irgend etwas zu äußern; nur durch Zeichen gab er seine Befehle. Wenn endlich die Aeste auf die gefrorene Erde peitschten, dann knurrte er: „Da liegst du!“

Daheim hütete Käthi und verstand sich auf die Kunst, Bettler und Hausierer mit möglichst kleinem Lösegeld abzufertigen.

„Haarnadeln, Faden, Wunderbalsam!“ So tönte es eines Nachmittags mit näselnder, singender Stimme durch den Hausgang.

„Ein Fläschchen Balsam,“ das mußte sein; wenn sich das Mannenvolk mit der Art in die Finger hieb, wenn der Meister über Leibgrimmen seufzte, wenn Käthi Zahnweh bekam, in allen Fällen half dieses eine Wundermittel. So machte denn Käthi nach gehörigem Markten den Handel.

Der Wanderkrämer packte seine sieben Sachen zusammen. Als er schon mit dem Arm in den linken Tragriemen seines Kastens schlüpfte, warf er noch die Frage hin: „Wie stellt sich jetzt der Hans Buchholz?“

„Warum sagt Ihr „jetzt“?“ antwortete Käthi scharfsinnig. „Hat er früher nicht gut getan?“

Der Hausierer spuckte in weitem Bogen aus: „Und wenn, so kann er jetzt anders sein; den Lehrplätz hat er gemacht . . . dort zu Turbligen, im Zuchthaus.“

„Unser Knecht . . . ein Zuchthäusler!“ Wie Wasser in ungelöschtem Kalk, so fuhr dieser Gedanke in Käthis Hirnmasse.

Als der Meister von der Geschichte hörte, ließ er nicht von der gewohnten Gelassenheit: „Am besten ist's, man hält das Maul, aber auf die Finger sehen muß man dem Bürschlein.“

Dieses Aufpassen wurde fortan von Käthi stumm, aber hartnäckig befolgt. War Hans einmal allein in der Stube, so schob des Hauses langjährige Hüterin unversehens hinein und tastete umständlich nach dem Schloß am Sekretär, um festzustellen, ob der Schlüssel abgezogen sei. Einmal überraschte Buchsholz die Magd dabei, daß sie in seinem Kästlein nach vielleicht entwendeten Sachen fahndete.

„Was geht dich das an?“ schnauzte er und wagte doch nicht, eine Erklärung zu verlangen.

Hans war ein Tierfreund und darum hatte sich ihm der Haushund schon bald anhänglich gezeigt. Jetzt plötzlich mochte der Meister diese Freundschaft nicht leiden: „Geh', leg' dich an deinen Platz!“ So lautete der scharfe Befehl, wenn Bärri dem Knecht mit Winseln und Wedeln flattieren wollte. Das fränkte Hans besonders tief, daß noch die unvernünftige Kreatur gegen ihn aufgewiesen werden sollte.

Warum diese Wandlung bei den alten, wunderlichen Räuzen? Es mußte ihnen etwas hinterbracht worden sein. Geschwaht wurde auch jetzt nicht viel in der Klosterkchwendi; aber mißtrauische Blicke wechselten Meister und Haushälterin über das Haupt des Knechtes hinweg und Käthi brachte bei jeder Gelegenheit den Spruch an: „Es ist keinem Menschen zu trauen . . . früher war's noch besser, als man die Schelmen henkte; jetzt füttert man sie eine Zeitlang, nachher läßt man sie wieder laufen und das Land unsicher machen.“

Durch den heißen Qualm des beständigen Argwohns wurde Hans Buchsholz schließlich ausgeräuchert. Von der Arbeit weg lief er, als Käthi wieder einmal stichelte. Die Sense warf er ins Gras, den Gurt mit dem Wehstein hängte er an einen Baum; von Zorn und Haß getrieben, lief er scheinbar planlos durch die weiten Wälder. Aber er wußte ganz gut, was er wollte. Ob er schon nirgends Eltern oder nahe Verwandte hatte, so zog ihn doch das Heimweh, allerdings eines von ganz besonderer Art. Er sehnte sich nach seinesgleichen, nach solchen, die sich selbst nicht zu den Gerechten zählten und sich über die eigene Vergangenheit gerne ausschwiegen. Die waren nobler, mit-



E. Rival: Auf der Alp.

leidiger als jene hämische Nähjungfer zu Hirswil oder ein Käthi oder auch ein Anneliseli. Den Weg zu solchen Freunden wußte er gut.

4.

Die Lampen waren angezündet, als Hans Buchsholz in die Stadt einmarschierte. Ganz zielbewußt schritt er durch eine der Hauptstraßen, dann bog er in das schwach beleuchtete Wasengäßlein und tastete im Halbdunkel mit dem Fuß nach einigen Stufen, die zu einem halb unterirdischen Eingang hinabführten. Ueber einer Glastür baumelte ein mit Grünspan überzogener Anker.

Die Spelunke war schwach besetzt. Am schmierigen Schanktisch strengte sich eine schlampige Weibsperson an, dem zur Reige gegangenen Fäßchen noch ein Glas trübes Bier zu entwinden.

In der dunkelsten Ecke saßen die Stammgäste. Die brauchten ihre rechtmäßigen Familiennamen nur für den Verkehr mit der hohen Polizei; unter sich tauschten sie ganz eigene Titulaturen. An der Wand saß ein alter, zerlumpter Vagabund. Der filtrierte den Schnaps durch seine struppigen Barthaare und äußerte sich, abgesehen von einigen Kernflüchen, nur höchst zurückhaltend. Ihm gegenüber schaukelte sich ein graublauer Jüngling, der sich auf Kleidung und Manieren nicht wenig zugute tat. Er drehte sich gewandt eine Zigarette, schob den steifen, verbeulten Kugelhut in den Nacken und murmelte etwas von Schweinerei, als der Vagant eine Ladung Tabak in den Mund schob.

Beide begrüßten Hans Buchholz mit Halloh. Im Rauderwelsch wurden die Erlebnisse der letzten Jahre gebeichtet. Hans hatte Geld im Sack; er bezahlte; gehoben ward die Laune, ein festes Lied angestimmt.

Da flog die Glastüre auf und ein gutgekleidetes Mannli torkelte in die Schenke; es tätschelte den Hans freundschaftlich auf die Schulter und gröhlte: „Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder“... „Böse Menschen haben keine Lieder“, ergänzte der Jüngling mit dem Kugelhut in würdevollem, pastoralem Tone.

Beschränkt von Natur und jetzt benebelt war der neue Zechkumpan. Das hatten die Gäste bald heraus

„Wir wollen noch ein wenig frische Luft schöpfen,“ schlug der Rädelsführer mit den nobeln Manieren vor. Und das Mannli lallte: „Meinetwegen, aber das Weibervoll da muß auch mit.“

„Natürlich, natürlich!“ So lautete der gütige Bescheid.

Am andern Morgen wurde der abenteuerdurstige Tropf in einer Anlage aufgelesen; er schnarchte behaglich; es war ihm kein Haar gekrümmt worden; aber der Sackkalender mit den Banknoten, dem Erlös für ein verkauftes Rindlein, war verschwunden. Noch am gleichen Tage wurde der trügerische Freundschaftsbund abgefaßt. Der Stutzer mit dem Beulenhut galt als Hauptschuldiger, Hans Buchholz, mitgefangen, überdies vorbestraft, wanderte ebenfalls hinter die Mauern der Strafanstalt Turbligen.

Nach langen Monden kam endlich die Zeit, da sich für den rückfällig Gewordenen das Tor wieder aufstat. Diesmal wagte es der Direktor nicht, den Vogel ohne weiteres

davonflattern zu lassen. In weitläufigen Zusprüchen erging er sich nicht; denn er wußte, daß man mit Worten vielleicht vor einem Fehltritt bewahren, aber nicht den, der das Bein gebrochen hat, wieder auf die Füße stellen kann. Darum liebte er eine Knappheit, die vielleicht etwas barsch tönte, jedoch aus Wohlwollen kam: „Buchholz, was habt Ihr jetzt im Sinn? ... Es ist schwerer für Euch, wieder einen rechten Platz zu finden als das erste Mal. Ihr seid für Euern Streich noch glimpflich davongekommen. Euer Spiegelgeselle bleibt ein volles Jahr länger hier ... Stoßt dann nicht wieder zu ihm ... Suchet Anschluß bei rechten Leuten...“

Nun entstand eine beklemmende Pause. Hans Buchholz hob die gesenkten Augen ein wenig und murmelte leuchtend, im Tone dumpfer, troziger Verzweiflung: „Herr Direktor, diese rechten Leute, die können nichts anderes als unsereinen verachten und verfolgen.“ Es schien, daß der Vorsteher durch diesen Einwurf in eine gewisse Berlegenheit gebracht werde. Doch gewann er rasch wieder die überlegene Sicherheit des Auftretens: „Wenn ich von rechten Leuten sage, so meine ich nicht Klatschmäuler. Ihr könnt Anschluß haben, Buchholz, wenn Ihr wollt. Ich nenne Euch einen Beistand, der Stellen vermittelt. Paßt Euch das?“

Hans zuckte mit den Achseln und schwieg.

Oder wollt Ihr in ein Zufluchts haus, etwa ins Asyl für entlassene Sträflinge in Lindenbrunnen?“

„Meinetwegen!“

„Also gut; der Agent unseres Schutzvereins ist heute in der Anstalt; Ihr könnt nach dem Essen mit ihm reisen.“

(Schluß folgt.)

Drei Dichterhäuser.

Es gibt in der Schweiz wohl nicht leicht ein Dorf, das über so viele literarische Erinnerungen verfügt wie Kilchberg. Nicht an das heutige Kilchberg denken wir, das als Vorstadt des reichen Zürich gelten kann und so und so viele Künstler- und Schriftsteller-Tuscula in seinen Gemarken sieht, sondern an das Kilchberg des vorigen Jahrhunderts mit seiner Stille und seiner vom Großstadtbrodem noch nicht gestörten Ländlichkeit. An drei schlichte Dichterhäuser denken wir, die jetzt in den anspruchsvollen Vorstadtvillen fast verschwinden und in ihrer Garten- und Obstbaumidylle gesucht werden müssen.

Weltbekannt ist das Meyer-Haus, das gewesene Heim des berühmten Dichter Koryphaen C. F. Meyer. Es liegt dicht an der Straße, beschattet von riesigen Pappeln und umgeben von einem großen Garten mit lauschigen Plätzchen. Meyer kaufte das Gut, zu dem ehemals zwei Zucharten Reben und drei Zucharten Acker gehörten, als künftiges Heim seiner in späten Mannesjahren gegründeten Familie. Hier hinein führte er seine Gattin, eine geborne Ziegler. Hier erblühte ihm ein schönes, ungetrübtes Glück, dessen leuchtender Mittelpunkt Kamilla, das einzige Töchterchen, war. In Kilchberg schrieb Meyer seine reifsten Dichtungen: „Der Heilige“, „Jürg Jenatsch“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“, „Pescara“, „Angela Borghia“. Am 28. November 1891 verschied C. F. Meyer an einem Herzschlag. Sein Grab im Kirchhof zu Kilchberg ist heute noch der Wallfahrtsort von zahlreichen Verehrern seiner Kunst. Im Dichterhause leben noch die Gattin und die Tochter; Schwester Betsi, die treue Gefährtin seiner Jugend- und Wanderjahre, ist vor wenig Jahren ihrem Bruder im Tode nachgefolgt.

Nicht weit vom Meyer-Haus liegt das Gut „Hohenrain“, an das sich ebenfalls literarische Erinnerungen knüpfen. Hier wohnte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Arzt Dr. Welti-Nägeli. Die jüngste seiner zwei Töchter, Barbara — sie lebte später als Gattin des Lehrers J. J. Urner in Stäfa —, war in hohem Maße poetisch veranlagt. Eines ihrer Gedichte hat sich dank seiner starken poetischen Stimmung und seinem weichen Rhythmus, freilich auch dank der lieblichen Melodie, die Hs. Georg Nägeli geschaffen hat, so tief in die Volksschule eingelebt, daß es heute als Volkslied im besten Sinne des Wortes gelten kann. Wer



Wohnhaus von Konrad Ferdinand Meyer in Kilchberg.

kennte nicht aus seiner Jugendzeit das fromme, schlichte Liedchen: